

KAI
WIELAND

ROMAN

ZEIT DER
WILD-
SCHWEINE



Klett-Cotta

Schnabels auf Holz lockte mich, das Rauschen des Meeres aus Baumkronen, selbst die menschengemachten Geräusche, das Aufheulen einer Yamaha auf der Bundesstraße, die zwischen zwei Haarnadelkurven eine lange gerade Schneise durch den Wald schlug, und der wohlüberlegte Schuss des Jägers, alles war eine einzige Versuchung. Und womöglich Einbildung, denn als Erwachsener konnte ich nichts davon mehr wahrnehmen, der Wald erschien mir still, zahm und durchschnitten von Schotterwegen, hörbar lediglich die knirschenden Schritte der Nordic Walker und das gelegentliche Bellen eines Retrievers. Blickte ich als Kind in die Ferne, nach Osten, Westen, Süden, ganz egal, schien der Wald die gesamte Region in eine dunkle, harzig duftende Umarmung zu schließen. Als Erwachsener war meine Vorstellung von Ferne eine andere geworden, und umarmen ließ ich mich nur noch zum Geburtstag und bei Beerdigungen.

Der akkurat getrimmte Rasen meines Vaters grenzte auf drei Seiten an wilde Felder, von diesen nur getrennt durch eiserne Disziplin und einen jährlich frisch gestrichenen und imprägnierten Buchenzaun. Löwenzahn, Wiesen-Kerbel, ich wusste nicht, wie das ganze Unkraut hieß, wichtig war bloß, dass es auf der anderen Seite des Zaunes wuchs. Der Tag, an dem sich das änderte, würde der Tag sein, an dem ich anfangen musste, mir Sorgen um meinen Vater zu machen.

Er gärtierte nicht euphorisch, sondern ernst und kühl taktierend, besaß allgemein kein leidenschaftliches oder gar temperamentvolles Naturell, aber er freute sich über seine Tomaten und Zucchini dann, wenn sich die Blüten zeigten, nicht erst wenn es etwas zu ernten gab, und er liebte Holz.

»Vierzig Prozent von Baden-Württemberg sind Waldgebiet!«, brüllte er über die Gewehrsalven in meinem Headset hinweg und drehte mir aus dieser Information einen Strick, weil ich zu wenig Zeit im Freien verbrachte, und damit meinte er, zu viel Zeit vor dem Computer.

Ich kündigte meine Besuche nicht an, denn mein Vater war abends grundsätzlich zu Hause. Was ihn dazu zwang, das Haus zu verlassen – Supermarkteinkäufe, Baumarkteinkäufe, Gartenmarkteinkäufe –, das erledigte er vormittags, um den Nachmittag und Abend guten Gewissens in seinem Garten verbringen zu können. Wenn ich abends

an der Haustür klingelte und er nicht öffnete, war er entweder dort oder tot. An diesem Tag im April öffnete er.

Die Luft im Haus war schwer. Ich konnte nicht genau sagen wovon, nichts drängte sich auf, aber sie war so schwer, man lief gegen eine Wand. Das Holz war hier dunkler als jenes im Garten, als das des Zaunes oder der in einem Halbkreis verlaufenden Bank, die er eigenhändig um einen Birkenstamm gezimmert hatte. Im Haus dominierte Kirsche oder Walnuss, irgendetwas, das im lebendigen Zustand essbare Früchte warf, ich vergaß es ständig.

Die Möbel strahlten wie frisch poliert, es war mir ein Rätsel, wie er das fertigbrachte. Ich konnte mich nicht erinnern, dass er jemals etwas zum Haushalt beigetragen hatte, als meine Mutter noch lebte, und doch schienen unter seiner Hand sämtliche Räume wie von einer Lasur überzogen und konserviert. Ein wenig beschämte mich das. Die Wohnungen, in denen ich zur Miete gelebt hatte, waren allesamt auf mysteriöse Weise verwahrlost. Meistens bemerkte ich es erst, wenn es zu spät war, ich beim Öffnen einer Schublade den Griff samt morschem Dübel herausriss oder ein Zwiebeltrieb aus dem Netz wuchs und den zweiten Regalboden erreichte. Anders als mein Vater blieb ich nie lange am selben Ort.

Die schweren Holzmöbel im Wohnzimmer, oder in der Stube, wie er es nannte, hatte er nach dem Tod meiner Mutter, die es zu seinem Missfallen zeitlebens nach Licht und Farben gedürstet hatte, mit zwei nicht weniger schweren dunkelroten Polstersesseln und einem Wildledersofa gleicher Farbe kombiniert. Ich ließ mich in den Sessel neben dem Klavier sinken, weil mein Vater gerne in jenem am Fenster saß, um während der Momente gemeinsamen Schweigens hinaus auf die Straße schauen zu können, anstatt peinlich berührt die immer gleichen Bilder an der Wand anzublitzeln. Wie ich feststellte, hatte er sie mittlerweile abgehängt und durch Hirschgeweih-Imitate ersetzt.

Er stellte zwei Gläser und eine Karaffe mit verdünntem Orangensaft auf den Holztisch, schlug die Beine übereinander und sah mich erwartungsvoll an. War er alt geworden? Schwer zu sagen in diesem Umfeld. Er trug seine Lesebrille mit größerer Selbstverständlichkeit, soll heißen mit einem Brillenband, während er zu Lebzeiten meiner Mutter noch verbissen, letztlich aber erfolglos mit Kontaktlinsen experimentiert hatte. Seine Füße steckten in Filzpantoffeln, auf der

Fensterbank bemerkte ich ein Kirschkernkissen. Seit vier Jahren war er Witwer, in dieser Zeit hatte er oft sehr alt gewirkt, vor allem anfangs, als er im Haus tagtäglich auf irgendwelche letzten, vermeintlich letzten, Liebenswürdigkeiten meiner Mutter gestoßen war. Selbstgemachte Marmeladen in der Speisekammer, in Einmachgläsern mit den entsprechenden Namen auf den Etiketts, frühzeitig besorgte Weihnachtsgeschenke im Waschkeller, seine verstoßene Briefmarkensammlung, sauber geordnet und abgelegt, auf dem Dachboden. Er wandelte durch das Haus wie ein Fremder, mit staunenden nassen Augen, und ich verließ das Haus, mich dort mindestens ebenso fremd fühlend. Es war eine marternde Zeit gewesen und Atmen weit mühsamer als heute, gut vier Jahre später, schwere Luft hin, Holzpolitur her.

»Du siehst gut aus«, sagte ich also. Er saß so aufrecht, wie man es von einem Physiotherapeuten im Ruhestand erwarten durfte, in der Hand hielt er einen roten Filzschreiber, und er schürzte die Lippen, denn er mochte es nicht, wenn ich ihn wie einen alten Mann behandelte. Er sei viel an der frischen Luft, sagte er, und ich lobte ihn dafür, ohne zu wissen, warum. Das Orangensaftschorle war unglaublich dünn.

»Was führt dich her?«, wollte er wissen.

»Ich muss mir den Videorekorder ausleihen«, erklärte ich und wedelte wie zum Beweis mit dem Band. Er beugte sich über den Couchtisch und steckte die dort bereitliegende Kappe auf den Stift. Mein Vater las seine Zeitung aktiv, er unterstrich, was immer ihn ärgerte.

»Wir können uns das Video doch auch zusammen ansehen«, schlug er vor. Ich schüttelte den Kopf.

»Hat keinen Zweck, ist auf Französisch.«

»Warum hast du es dann überhaupt mitgebracht?«, fragte er verwirrt.

»Ehrlich gesagt, ich habe keine Ahnung«, antwortete ich wahrheitsgemäß.

Mit einem müden Kopfschütteln wandte sich mein Vater wieder der Zeitung zu. Was sonst so anstünde, wollte er wissen. Auf Details verzichtend, berichtete ich von meiner bevorstehenden Reise, doch sein Blick wurde glasig und schweifte allmählich zum Fenster.

Ich betrachtete die ausgeblichenen Stellen an der Wand und wunderte mich, dass er sie nicht übergestrichen hatte. Mein Gott, waren das überhaupt Imitate?

»Die habe ich von Herbert«, erklärte er, als hätte er meine Gedanken erraten. Herbert Seibold, der Nachbar meines Vaters, betrieb in der Gegend die Jagd.

»Warum hängst du dir so etwas ins Wohnzimmer?«

»Herbert hätte sie sonst weggeworfen«, antwortete er.

»Das erklärt nicht, warum sie jetzt an deiner Wand hängen«, beharrte ich. »Ich meine, wenn man sich schon ein Hirschgeweih als Trophäe aufhängt, sollte man das Vieh dann nicht wenigstens selbst erlegt haben?«

»Hirschgeweih?«, fragte mein Vater und sah irritiert zur Wand, als habe er keine Ahnung, wovon ich redete. »Das sind doch keine Hirschgeweihe, Kerle! Das sind Rehböcke. Und Trophäen sind es auch nicht. Herbert schießt die Viecher schließlich nicht zum Vergnügen.«

»Sondern?«

Einen Moment lang lag ihm sichtbar eine scharfe Antwort auf der Zunge, doch dann schluckte er sie runter und schüttelte den Kopf.

»Sei mir nicht böse, aber wenn du Hirsche nicht von Rehböcken unterscheiden kannst, brauchen wir uns hier nicht über Bestandskontrolle und Waldverjüngung zu unterhalten.«

So lief es oft, wenn wir uns nicht vorsahen. Mein Vater verteidigte die Jäger und die Schützenvereine, ich ermahnte ihn immer wieder, nicht mehr das N-Wort zu sagen. Er beanspruchte für sich das Meinungsmonopol auf die Heimat, ich jenes auf die Welt.

Er verdrehte genervt die Augen und beschwerte sich, man könne mit mir nicht mehr normal reden, was nicht stimmte. Am Vortag hatte der VfB auswärts unerwartet Gladbach geschlagen, und in der Ortsmitte wehrte sich eine Bürgerinitiative gegen die Schließung des einzigen Bäckers, wobei Uneinigkeit darüber herrschte, wem man überhaupt die Schuld dafür geben und wen man in die Pflicht nehmen konnte. Außerdem hatte sich meine Schwester, erst vor Kurzem zum zweiten Mal Mutter geworden, wieder einmal mit ihrem Mann Torben zerstritten, weil er die eine Hälfte des Jahres beruflich in Japan verbrachte und die andere in seinem ergonomischen Bürostuhl mit

Synchronmechanik, selbst wenn er dabei »ziemlich viel Geld« verdiente, wie Jana einmal widerwillig zugegeben hatte, als könnte man sich davon am Ende auch nichts kaufen.

»Ich bin froh, dass du da bist«, sagte mein Vater schließlich, für unsere Verhältnisse ungewohnt sentimental. »Es gibt nämlich etwas, das du wissen musst.«

Er rutschte unbequem auf seinem Sessel hin und her, beugte sich vor, zurück und wieder vor, schaute auf sein Glas, das er in den Händen drehte. Was erwartet man, wenn einem der Vater so etwas ankündigt? Ich dachte an Krebs, dann an die neue, die dritte Frau.

»Das Haus wächst mir über den Kopf«, sagte er stattdessen. »Ich habe vor, es zu verkaufen.«

»Was soll das heißen, du willst das Haus verkaufen?«, fragte ich.

Er zuckte mit den Schultern und lehnte sich entspannt zurück, offensichtlich erleichtert, dass die Karten auf dem Tisch lagen.

»Es ist einfach zu groß für mich, verstehst du? Zu viele Zimmer, die leer stehen, zu viele Erinnerungen, die durch sie hindurchwehen. Und zu viele Treppen! Ich werde auch nicht jünger, Leon.«

»Mir gefällt das nicht«, erwiderte ich, es war alles, was mir einfiel. Er sah mich halb mitleidig, halb belustigt an, doch als ihm klar wurde, dass keine detaillierte Begründung für mein Missfallen folgen würde, stellte er unsere Gläser ineinander und erhob sich, um sie in die Küche zu tragen.

»Was denn, das war's jetzt?«, fragte ich. »Du erzählst mir, dass du das Haus verkaufen wirst, in dem Mama gestorben ist, und damit hat sich die Sache?«

Er seufzte und blieb im Türrahmen stehen.

»Sei nicht so dramatisch, es ist bloß ein Haus.«

»Es ist nicht bloß ein Haus.«

»Selbstverständlich ist es das.«

Er schmalzte ärgerlich mit der Zunge und verzog das Gesicht. Die Gläser noch immer in der Hand, setzte er sich wieder in den Sessel.

»Ich kann mich nicht erinnern, dass du das Haus, in dem sie geboren wurde, so ins Herz geschlossen hättest.«

»Sie wurde im Krankenhaus geboren«, protestierte ich.

»Siehst du? Solche Gedanken sind vollkommen sinnlos, und es ist nicht gesund, zu viele Relikte durchs Leben zu schleifen. Vor allem,